



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wyneken, Friedrich A.: Die gelbe Gefahr in Kalifornien

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Liliencrons dichterischer Werdegang ist ein unabhängiges Ringen mit Form und Sprache. Die Kraft des Wortes war ihm in hohem Maße eigen. Dafi fand sich ungesucht der passende, den Kern des Geschauten völlig wiedergebende Ausdruck, oft mußte er erst der Sprache abgerungen werden. Immer aber ist er anschaulich und kraftvoll, und darin liegt die Hauptstärke der Sprache des Dichters. Wahr wollte er dichten, wahr, dem Leben abgelauscht soll auch die sprachliche Form sein.

Die Gruppe der realistisch schildernden Dichter erweiterte das Stoffgebiet der Poesie, indem sie mehr als dies früher geschehen war die sozialen Verhältnisse ihrer Zeit zum Vorwurf ihres Schaffens nahm. Die Steigerung dieses Strebens nach unmittelbar der Wirklichkeit entsprechender Ausdrucksform des Geschauten ist das Streben nach Vervollkommnung ihrer Darstellungsmittel.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, hat die „neuere Wortkunst“ ihre Berechtigung. Allerdings birgt sie in sich eine Gefahr für die Weiterentwicklung unserer Muttersprache. Diese besteht nicht so sehr in der erstrebten Straffheit des sprachlichen Ausdrucks, als in der zuweit getriebenen Verkettung gedanklich unvereinbarer Begriffe und in der übertriebenen Sucht nach sprachlicher Wiedergabe feiner und feinsten Bedeutungsschattierungen. Ein solcher der Sprache auferlegter Zwang erscheint leicht unnatürlich, und in der Tat treten die Auswüchse dieser „neuere Wortkunst“ auch bei Liliencron mehr als einmal offen zutage.



## Die gelbe Gefahr in Kalifornien

Von Dr. Friedrich A. Wynefen

Instructor in German, Leland Stanford Junior University in Palo Alto, California



ie Vorgeschichte der „Anti-Alien Bill“, die von der gesetzgebenden Körperschaft von Kalifornien in abgeänderter Form angenommen wurde, dürfte auch für deutsche Leser von Interesse sein. Das Gesetz verbietet Nichtbürgern der Vereinigten Staaten in Kalifornien Land zu kaufen und gesteht solchen Individuen nur ein dreijähriges Pachtungsrecht zu. Es richtet sich gegen die Chinesen und namentlich gegen die Japaner und hat unter den letzteren einen Sturm von Entrüstung hervorgerufen; denn ihnen wird das amerikanische Bürgerrecht und somit der Erwerb von Land in Kalifornien versagt. — Die folgenden Ausführungen sollen zur Erklärung der Ursachen dienen, die zu der Annahme des Gesetzes führten.

## Die Japaner in Hawaii

Simsons Haar wurde abgesehnt, während er schlief. Die Japaner brauchen Hawaii nicht mehr zu erobern, — sie haben es bereits. Das Juwel des Stillen Ozeans, ein Inselreich von 6000 Quadratmeilen, wurde dem kleinen braunen Manne ausgeliefert, als der hawaiische Pflanzer sein Erstgeburtsrecht für ein Schiff voll Kontraktarbeitern verhandelte, von dessen Mast die Flagge der aufgehenden Sonne wehte.

Am Ende der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts erschienen auf Ansuchen der Regierung und der Plantagenbesitzer die ersten japanischen Arbeiter in Hawaii, wurden in den Zuckerrohrfeldern angestellt und verdrängten die dort in gleicher Tätigkeit beschäftigten Eingeborenen und Chinesen. Sie kamen als sogenannte freie Arbeiter, waren aber tatsächlich nichts als Sklaven, für die der Pflanzer 35 Dollar pro Kopf entrichten mußte.

Im Jahre 1886 wurden nicht weniger als achtundzwanzigtausend Mann von Japan eingeführt. Zehn Jahre später hatte die Anzahl der japanischen Bevölkerung in Hawaii eine solche Höhe erreicht, daß sich die Regierung in Tokio ins Mittel legte und für jeden ihrer auswandernden Untertanen eine Schutzgarantie in bar verlangte. Am Anfang dieses Jahrhunderts lebten nahezu einhunderttausend Japaner in Hawaii gegen zwanzigtausend Weiße, wovon nur wenige aus Amerika gekommen waren. Der Japaner ist seitdem ständig in Hawaii eingewandert, und mit gleicher Regelmäßigkeit verließ der weiße Mann das Inselreich; und wenn dasselbe heute ungefähr zweihunderttausend Einwohner zählt, so sind darunter sicherlich mehr als die Hälfte Japaner. Nach dem Register der dort ausgestellten Gewerbebescheine sind von zweitausend etwa fünfzehnhundert in japanischen Händen. Fünfzehn einfache Feldarbeiter begannen die Eroberung; mit seinem rätselhaften Lächeln hat der Japaner in Hawaii alle anderen Elemente vor sich her und hinausgetrieben.

Bei meinem kurzen Aufenthalte dort — fünfzehn Jahre sind seitdem vergangen, und doch sehe ich immer noch die Gemme Honolulu vor dem geistigen Auge — hörte ich eine kleine Geschichte, die bezeichnend genug klang. Auf einer Plantage bot ein Japaner einem weißen Installateur 50 Dollar, wenn er ihm nur eine kleine, aber schwierig herzustellende Einzelheit in seinem Handwerke zeige. Der Weiße weigerte sich. Ein anderer Kaufkaster von gleicher Profession prahlte damit, daß sein japanischer Gehilfe für ihn irgendeine Arbeit verrichte, während der Besitzer der Werkstatt sich vor den glühenden Strahlen der subtropischen Sonne im Schatten ausruhte. Bald aber — nach nur sechs Jahren — besaß der Japaner das Geschäft, und der Weiße mußte anderswo seinen Lebensunterhalt erwerben.

So eroberte der Japaner sich wirtschaftlich das Kanakenreich im Stillen Ozean, das heute zwar als Territorium den Vereinigten Staaten angehört, zu 80 Prozent aber in japanischen Händen ist.

### Die Japaner in den Vereinigten Staaten

Die Geschichte der japanischen Einwanderung in die Vereinigten Staaten bietet interessante Einzelheiten. Es steht fest, daß bis zum Jahre 1868 von einer solchen nicht die Rede sein konnte, weil die bis zu dem genannten Jahre am Ruder befindliche Tokugawa-Dynastie eine jede Auswanderung bei Todesstrafe verbot. 1868 wurde das erwähnte Herrscherhaus vertrieben, und das gegenwärtig noch regierende bestieg den Thron des ostasiatischen Inselreiches. Die neue, durchaus liberale, für orientalische Verhältnisse sogar revolutionäre Regierung hob das Verbot gegen die Auswanderung auf. Der Export japanischer Arbeiter wurde aber erst im Jahre 1885 legalisiert.

Schon ein Jahr nach dem Regierungswechsel, der in Japan Veränderungen von weittragender Bedeutung herbeiführte, gingen dreiundsechzig Japaner nach den Vereinigten Staaten. Die Einwanderung in das Land Uncle Sams wuchs im Laufe der Jahre beständig an, bis sie endlich 1907 die verhältnismäßig stattliche Höhe von zehn bis zwölftausend erreichte. Sie fiel dann infolge eines Übereinkommens zwischen den Vereinigten Staaten und Japan, demzufolge keine japanischen Kulis mehr eingeführt werden sollten, so daß im Jahre 1911 nur etwas über viertausend Japaner in Amerika landeten. Augenblicklich befinden sich etwa einhunderttausend Japaner in den Vereinigten Staaten, im Verhältnis zu der europäischen Einwanderung also eine geradezu verschwindend kleine Anzahl.

### Die Japaner in Kalifornien

Die amerikanischen Häfen, welche japanische Einwanderer empfangen, sind natürlich San Francisco, Seattle und Portland, Oregon. Bei weitem die größte Anzahl der orientalischen Einwanderer fanden aber ihren Weg ins Land, wo angeblich Milch und Honig fließt, durch das Goldene Tor und blieben, wahrscheinlich auch aus Mangel an den nötigen Mitteln zur Weiterreise, in dem Lande des Sonnenscheines sitzen. So wurde die japanische Bevölkerung Kaliforniens im Jahre 1910 auf fünfundfünfzigtausend, d. h. auf fünfundvierzigtausend Männer, sechstausend Frauen und viertausend Kinder geschätzt. Japaner sind heutzutage in allen Teilen des Staates zu finden, namentlich in und um Los Angeles, d. h. in dem semitropischen Paradies, in welchem die herrlichsten Südfrüchte gezogen werden, in San Francisco, wo sie zumeist als Dienstboten beschäftigt sind, sowie in den überaus fruchtbaren Tälern von Sacramento, San Joaquin, Santa Clara u. a.

Etwa die Hälfte der kalifornischen Japaner sind Landarbeiter. Sie waren als solche bei den Farmern als zuverlässig und arbeitsam beliebt. Brauchte doch der kalifornische Landwirt und Fruchtzüchter einen Ersatz für die Chinesen, deren Anzahl nach dem sie betreffenden Ausschließungsgesetz vom Jahre 1882 stetig abnahm. Weiße, auch nur leidlich taugliche Arbeitskräfte waren und sind

wegen der Unbeständigkeit der Beschäftigung und des dabei zu führenden Wanderlebens überhaupt nur in geringster Anzahl zu haben.

Die Anzahl derartiger Arbeiter japanischer Herkunft betrug schon acht Jahre nach der chinesischen Ausschließungsakte eintausend, und im Laufe der Zeit gelang es dem Japaner den Zoppträger gänzlich zu verdrängen. In stetig wachsender Anzahl und in geschlossenen Reihen vorgehend hatten nun die Japaner das Heft in den Händen. Der ehemalige Liebling der Farmer wurde bald zu seinem Tyrannen, der den Arbeitsmarkt durchweg kontrollierte, seinen Arbeitslohn nach Belieben zu beträchtlicher Höhe hinaufschraubte, den Farmer in kritischen Augenblicken sogar unter Kontraktbruch einfach sitzen ließ, um bessere Bezahlung zu erpressen, und es kam schließlich so weit, daß der weiße Farmer sein Land dem Japaner verkaufte, um durch den Japaner nicht einfach zugrunde gerichtet zu werden.

Jetzt befinden sich etwa 23000 Acres Land in Kalifornien in Händen von Japanern. Eine unscheinbare Zahl, wenn man bedenkt, daß Kalifornien nur um etwa 200000 Quadratkilometer kleiner ist als das Deutsche Reich, d. h. ungefähr 348000 Quadratkilometer umfaßt, und ein Acre 40,50 Ar gleich ist. Aber diese Zahl ist, wie behauptet wird, so sehr im Wachsen begriffen, daß man eine Wiederholung der Dinge fürchtet, die in Hawaii geschehen sind. Die Ausichten, sich noch ein Rassenproblem aufzubürden, hat nach den Erfahrungen mit den amerikanischen Negern für Uncle Sam und in diesem Falle speziell für Kalifornien nichts verlockendes. Wenn aber der Neger sich einigermaßen den Verhältnissen anpassen kann, so glaubt man nicht an die Anpassungsfähigkeit der Japaner.

#### Die antijapanische Agitation

Schon im Jahre 1887, als sich nur vierhundert Japaner in Kalifornien befanden, begann man ohne Erfolg gegen sie vorzugehen. Zwölf Jahre später waren die Japaner wegen der in der Chinesenstadt zu San Francisco ausgebrochenen Beulenpest in Gemeinschaft mit ihren ostasiatischen Brüdern, den Chinesen, heftigen Angriffen ausgesetzt. Auch begann in demselben Jahre das Vorgehen der Handwerkerinnungen gegen den kleinen braunen Mann, dem man die Neigung zum unlauteren Wettbewerb, Unzuverlässigkeit und sogar Unehrllichkeit vorwarf. Im Jahre 1905 trat dann die „Asiatic Exclusion League“ ins Leben, die heute noch besteht, und deren Wirken kürzlich in der Annahme des oben erwähnten Gesetzes gegen den ferneren Landerwerb japanischer Farmer in Kalifornien den Höhepunkt erreichte. Diese Korporation hatte sich schon im Jahre 1906 in der sogenannten „School-Question“ bemerkbar gemacht. Es handelte sich damals um den simultanen Schulbesuch weißer und japanischer Kinder. Eine Einigung wurde erzielt, indem man nur denjenigen Japanern den Schulbesuch gestattete, welche eine bestimmte Altersgrenze noch nicht überschritten hatten.

Es ist in erster Linie der weiße Handwerker, Tagelöhner und Feldarbeiter, der den Japanern feind ist; in letzter Zeit haben sich aber auch zahlreiche

Farmlandbesitzer der Agitation aus oben ausgeführten Gründen angeschlossen. Freunde besitzt der Japaner nur in den Reihen sentimentaler Philanthropen oder der Persönlichkeiten, welche mit ihm weder geschäftlich noch anderweitig in Berührung kommen.

### Wilson und Johnson

Die japanische Frage gab zweimal Anlaß zu Konflikten zwischen der Bundesregierung in Washington und der Staatsregierung in Sacramento. Schon bei der Schulfrage nahm Roosevelt gegen den Gouverneur von Kalifornien eine antagonistische Haltung ein. Unverbürgten Gerüchten zufolge drohte der impulsive Mann in Washington damals sogar, die Bundesarmee gegen Kalifornien marschieren zu lassen, wenn man sich dort nicht zu einem Kompromiß mit den Japanern herbeilassen wolle.

Auch neuerdings zeigte man in Washington wegen der abermals auftauchenden japanischen Frage hochgradige Nervosität. Es wurde klar, daß der japanische Botschafter es augenscheinlich im Weißen Hause an sehr energischen Vorstellungen nicht hatte fehlen lassen. Diese Nervosität ist recht gut zu verstehen, wenn man bedenkt, daß sowohl die Philippinen als auch Hawaii fast in Schußweite von Japan gelegen sind. Japan kann eventuell, so folgert man, seine ganze Flotte konzentrieren und damit einen Handstreich gegen Luzon unternehmen. In Hawaii würde die Sache für Uncle Sam noch schlimmer stehen; denn es befindet sich ja sowieso bereits in den Händen des Japaners, der natürlich nicht zögern würde, das Inselreich seinen Brüdern von Nipon gänzlich in die Hände zu geben. Man ist nicht geneigt, an die Möglichkeit einer Landung japanischer Truppen in ausreichender Zahl auf dem amerikanischen Kontinent zu glauben. Denn man nimmt, und wohl nicht mit Unrecht, an, daß eine eventuelle Invasionsarmee sich nicht lange im Lande würde halten können, — weiß aber zu gleicher Zeit nicht, wie der Yankee dem Japaner in dessen eigenen Lande beikommen könnte. Man folgert ferner, daß selbst nach der Fertigstellung des Panamakanals nur eine unzureichende Seemacht gegen die japanische Flotte aufgebracht werden könnte. Solche Tatsachen mögen in erster Linie die Nervosität Wilsons gegenüber der japanisch-kalifornischen Frage und die erfolglos gebliebene Absendung des Staatssekretärs Bryan nach Sacramento erklären.

Wenn sich aber Johnson, der gegenwärtige Gouverneur von Kalifornien, den Wünschen der Regierung in Washington nicht geneigt zeigt, so ist dies weniger auf die Kleinlichen Motive politischer Differenzen des Anhängers und hervorragenden Parteigenossen Roosevelts zurückzuführen. Der Grund ist aller Wahrscheinlichkeit nach vielmehr in dem Umstande zu suchen, daß der Gouverneur von Kalifornien infolge des Initiative-, Referendum- und Recallgesetzes auf Grund einer allgemeinen Volksabstimmung gegebenenfalls einfach abgesetzt werden kann. Johnson rechnet aber offenbar nicht nur auf seine Wiederwahl zum Gouverneur, sondern, als einer der Führer der „Progressive Party“, auf

eine noch viel glänzendere politische Karriere, welche durch einen „Recall“ natürlich in Frage gestellt werden würde.

#### Die „Color-line“

Im übrigen stellt sich der Amerikaner im allgemeinen und der Kalifornier im besonderen etwa auf den folgenden Standpunkt:

Einwanderung ist ein Vorzugsrecht, das wir garantieren, und kein Recht, das sich Ausländer anmaßen dürfen. Vor etwa einem Jahrhundert herrschte die Vorstellung, daß die Vereinigten Staaten eine Zufluchtsstätte für die Armen und Unterdrückten aller Nationen seien, und lange Zeit nahmen wir Menschenbrüder von dieser Art auf, — starke, freiheitsliebende Elemente, die bei der Entwicklung des Landes und namentlich seines Bodens unschätzbare Dienste leisteten. Vor nicht allzulanger Zeit jedoch machte man die Entdeckung, daß viele von den arm Gelandeten hier arm blieben, und daß eine große Anzahl der Unterdrückten nur durch eigene moralische und physische Defekte in Fesseln geschlagen waren. Infolgedessen wurden wir gezwungen, gegen viele dieser Einwanderer, deren Aufnahme soziale und körperliche Degeneration unseres Volkes bedeutet hätte, mit Gesetzen vorzugehen. Chronische Proleten, Kranke und Verbrecher wurden deshalb ausgeschlossen. Keine Rasse sonderte man aus, außer Chinesen und Japaner.

Diese Ostasiaten sind weder Proletarier, noch Verbrecher, noch sind sie körperlich hinfällig; deshalb fordern sie den Einlaß in unser Land als ihr verbrieftes Recht, und namentlich pochen die Japaner auf ein solches in geradezu aufdringlicher Weise. Der Japaner verlangt seine Gleichstellung mit allen anderen Rassen des Erdballs, und weist gerade jetzt beständig darauf hin, daß unser Widerwille gegen ihn weiter nichts als ein Rassenvorurteil bedeutet. Warum wollen wir nicht ehrlich das Zutreffende dieser Behauptung eingestehen? — Es fällt uns nicht ein, durch Vermischung mit farbigen Rassen, d. h. in diesem Falle mit den Japanern, eine Nachkommenschaft zu erzeugen, die wissenschaftlichen Beweisen zufolge notwendigerweise minderwertig ausfallen muß. Wenn wir nicht ganz offen aussprechen, daß es die Farbenlinie ist, die zu überschreiten wir nicht willens sind, so hat das seinen Grund nur in dem Umstande, daß wir einigen Respekt vor der japanischen Flotte haben. Kanada, das teuerste Kind Englands, ist, was diesen Punkt betrifft, bei dem Mutterlande in die Schule gegangen und beschränkt, die Farbenlinie ziehend, die jährliche Einwanderung von Japan auf vierhundert Köpfe. Es hat vollkommen recht und sollte uns hierin zum Vorbilde dienen.

#### Altera pars

Dicht vor mir im bequemen Schaukelstuhl sitzt der kleine Japaner Kitagawa. Er ist Student auf der Leland Stanford Junior University und hört bei mir Vorlesungen über Deutsch. Der kleine Mann mit dem ovalen gelblichen Ge-

sicht, den dunklen Augen und dem schlichten tiefschwarzen Haar ist außerordentlich geschickt und spricht leidlich englisch, so daß ich seinen Ausführungen sehr wohl folgen kann. Er kam als halbes Kind von Nipon hier herüber und besuchte die Schule von unten auf, bis er sich endlich in den Hörsälen der Universität befand.

Das mysteriös orientalische Lächeln ist von dem Gesicht des Japaners verschwunden, die gelben Wangen zeigen eine Spur von der Röte, wie sie das Gefühl der Entrüstung zu verleihen pflegen.

„Wie Sie wissen, Herr Professor, hielt sich Japan isoliert, bis es endlich auf Veranlassung der Amerikaner aus sich heraustrat und nach kurzer Arbeit seinen Platz unter den zivilisierten Nationen der Welt einnahm. Wie für uns der Fustjama das Symbol der Kraft ist, so blicken wir zu Uncle Sam auf wie zu einem Vater, dem Vorbilde für die Schöpfung des neuen Japan. Deswegen erscheint uns George Washington mindestens ebenso verehrungswürdig wie Konfuzius, Brahma oder gar Buddha, und wir beten zu Abraham Lincoln, dem Befreier der Sklaven, dem Verkünder der Gleichheit der Schwarzen, jener Gleichheit, die uns unglücklichen Asiaten in diesem gesegneten Lande versagt werden soll.

Viele von uns haben ihre Knie gebeugt vor Gott dem Vater und seinem Sohn, und die Missionare, jene Mittler zwischen den beiden und uns, die aus diesem Lande zu uns kamen, um uns zu „befehlen“, rühmten das Land der Freiheit und der Brüderlichkeit und sagten uns, daß es das einzige Land der Erde sei, in dem völlige Gleichheit herrsche. Sie haben uns schändlich belogen; denn heute mehr als zuvor haben wir erfahren, was das Wort „Color-line“ in Kalifornien bedeutet, wo der gesetzgebende Körper des Goldenen Staates uns verbietet, in seinen Grenzen Land zu kaufen und uns mit dem schlechten Trost einer Erlaubnis für dreijährige Landpachtungen abspeist, uns wie dem Hunde einen Knochen hinwirft. Jawohl, jene Geistlichen haben uns belogen; denn wir werden hier behandelt wie die Hunde!

Ob wir den Kampf aufgeben und in das Land unserer Geburt zurückkehren wollen? — Warum denn? Man kann ja hier so viel mehr Geld verdienen, wie in dem kleinen überfüllten Inselreich unserer Väter. Die angenommene Bill richtet sich gegen den Landerwerb von Ausländern. Wir aber werden hier eben keine Ausländer bleiben, sondern das amerikanische Bürgerrecht erwerben. — Wie denn das? fragen Sie, verehrter Herr Professor aus Deutschland. Das wird sehr einfach zu machen sein. Kein Mongole kann hier Bürger werden. Das ist ja ganz schön und mag für unsere chinesischen Bettern gelten, nicht aber für uns; denn wir sind überhaupt keine Mongolen, sondern eine Mischung von Mongolen, Malayen und einem semitisch-kaufasischen Volksstamm, der sich vor Jahrtausenden unter uns niederließ. Wenn wir aber keine Mongolen sind, dann kann man uns das amerikanische Bürgerpapier nicht verweigern.“

Ein Funken der bekannten japanischen Schlaueit blitzte in diesem Augenblick aus den schwarzen Augen, und es erschien wieder jenes mysteriös uner-

gründliche Lächeln auf den unbeweglichen Zügen, während die Stimme des Japaners in ein kaum hörbares Raunen überging.

„Wir werden vor dem Bundesobergericht beweisen, daß wir keine Mongolen sind; dann kann man uns das Bürgerrecht nicht mehr versagen, — und dann können wir in Kalifornien trotzdem soviel Land kaufen wie wir wollen.“

Ich kann Ihnen erklären, wie es zu der Annahme jener obidösen Bill gekommen ist. Erstens sind die kalifornischen Farmer und Landarbeiter neidisch auf uns, weil wir besser und schneller arbeiten können als sie. Zweitens aber sind wir die Figuren in einem politischen Schachspiel, das zwischen der gegenwärtigen Regierung zu Washington und Mr. Johnson, dem Gouverneur von Kalifornien, gespielt wird. Johnson, der Freund und Parteigenosse Roosevelts, wünscht den neuen Präsidenten Woodrow Wilson bei jeder passenden Gelegenheit in Mißkredit, in Situationen zu bringen, aus denen schwer herauszukommen ist. Es ist klar, daß wir armen Japaner die Werkzeuge jener politischen Intrige sind, die sich zwischen Sacramento und Washington abspielt.

Krieg zwischen Japan und den Vereinigten Staaten! — Japanische Armeen in Zivil in Honolulu und Kalifornien? — Davon weiß ich gar nichts;“ — und der vorher so mitteilsame Japaner hüllt sich in unerforschliches Schweigen. Die Sphinx von Nipon sitzt vor dem weißen Manne auf dem Schaukelstuhl in Kalifornien!



## Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Zwölfte Fortsetzung)

Während dessen trabten die Junker unter Herrn von Wenkendorffs Führung durch die Nacht. Die weiche Akerkrume dämpfte das Geräusch des Hufschlages. Stumm ritt man dahin.

„Muß Mäggi gerade morgen mahlen wollen!“ brummte der Freiherr, als er mit seiner Kavalkade am Bache angelangt war.

Das Wasser war gestaut und, während es sonst ein harmloses Rinnsal war, das man bequem durchwaten konnte, floß es jetzt tief und breit durch die Wiesen.

„Es geht den Säulen bis an den Hals, wollen wir es wagen?“

Waldemar von Nehren, dessen ausdruckslosem semmelblondem Gesicht man so viel Temperament nicht zugetraut hätte, sprengte zuerst hinein. Das Wasser